Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben

von

Dr. Konrad Reichard.

Sechster Jahrgang, 1876.

Zweiter Band.

(Juli bis December.)



Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1876.

dieser Gattung „Worte der Mahnung", das unter dem Namen des alten griechischen Gnomikers Phokylides geht und in leidlichen Hexametern die Hauptgesetze und Vorschriften israelitischer Ethik darstellt mit Vermeidung aller nationaler Schroffheiten aber mit Benutzung hellenischer Orakelsprüche und Entlehnungen aus Theognis und anderen Classikern.

Mit dieser apokryphen Schriftstellerei wollte man sowohl die jüdischen Vorstellungen in der Heidenwelt einbürgern als zugleich auch die Ueberlegenheit und Priorität der alttestamentlichen Weisheit darthun. Und doch mußte gerade bei diesen Versuchen sich mit dem Hellenenthum auseinanderzusetzen ein guter Theil des Inhalts der mosaischen Lehre verloren gehen und das alexandrinische Judenthum mit den puristischen Vettern von Palästina in einen tiefen Zwiespalt gerathen.

Diese merkwürdige Episode in der Geschichte der Beziehungen des Orients zum Occident erreichte ihren jähen Abschluß im Beginn der Kaiserzeit. Denn als die Juden von Augustus auch in ihren Handelsinteressen vor den Hellenen begünstigt wurden und dadurch übermüthig gemacht selbst das alexandrinische Bürgerrecht beanspruchten, war der Frieden zu Ende. Der Rassenhaß brach mit aller Leidenschaftlichkeit zuerst unter Caligula aus und ruhte nun nicht eher, als bis er nach langen Quälereien, manchen blutigen Judenhetzen und einzelnen Pausen der Ruhe in der tragischen Katastrophe unter Trajan volle Befriedigung fand.

Glück und Werth der Illusion.

Von Johannes Volkelt.

Wenn der Pessimist an sein trübseliges Geschäft geht, uns an der Hand der Erfahrung den Nachweis zu liefern, daß es besser wäre, wenn der ganze Reichthum des Daseins in die Nacht des Nirwana versänke, so läßt er sich dabei von zwei Gesichtspuncten leiten. Zunächst richtet er mit scharfem kritischen Blick an jedes der vermeintlichen Lebensgüter die Frage, ob die Lust, die es uns verschafft, nicht durch die in ihm enthaltene Unlust an Menge und Stärke übertroffen werde. Doch ist es mit diesem Examen nicht genug. Es knüpft sich die weitere Frage daran, ob die mit den Lebensgütern unwidersprechlich verknüpfte Lust auch der Sache nach wohlbegründet sei, oder ob sie nicht vielmehr auf Täuschung und Illusion beruhe und somit aufhöre, wirkliche Lust zu sein. Und in der That, der ehrlich und einfach denkende Mensch wird, so wenig er auch den Pessimisten Recht geben mag, diesen doch zu-

stimmen, wenn sie folgern, daß die auf Illusion gebaute Lust an ihrer Wurzel vergiftet sei und sich in Schmerz und Aerger über die von der Natur an uns verübte Prellerei verwandeln müsse. Es wird sich darum für ihn an diese Zustimmung die grundehrliche Bemühung knüpfen, von der als Illusion angefochtenen Lust so viel als möglich durch den Nachweis zu retten, daß ihr ein objectiv werthvoller Sachverhalt entspreche und sie daher auf völlig solider Grundlage ruhe.

Wie wäre es denn nun aber, wenn wir kühn und zuversichtlich mit Friedrich Vischer ausriefen: „Ist die Lust Illusion, so ist noch lange nicht bewiesen, daß sie keine Lust ist. Die Illusion ist die schönste unter den Einrichtungen der Natur, sie ist das Gut der Güter!" In der That, es scheint eine der Erwägung werthe Frage zu sein, inwieweit die Phantasie, die Illusion in sich selbst Werth besitze, und ob es daher nicht thöricht wäre, sich die Lust durch den Nachweis untergraben zu lassen, daß sie sich an ein Phantasiegebilde knüpfe, das in der wirklichen Welt entweder gar nichts oder etwas nur theilweise Entsprechendes finde.

Die Phantasie ist in gewissem Sinne die idealste unter den Seelenthätigkeiten. Das Denken soll nirgends, auch da nicht, wo es sich mit den höchsten Ideen beschäftigt, die Realität aus den Händen verlieren; es bleibt überall an den Ernst und die Schwere der Wirklichkeit gebannt. Bei weitem leichteren Fluges ist die Phantasie. Sie hebt den Menschen aus dem engen, dumpfen Leben, aus der Angst des Irdischen in ein Reich voll freundlicher, lächelnder Gestalten, in ein Reich, wo alle Hoffnungen und Wünsche sich uns in seliger, schöner Erfüllung zeigen. „Des Erdenlebens schönes Traumbild sinkt," und leicht schwebt uns im Aether der Phantasie alles Liebe und Ersehnte entgegen, setzt sich, wie aus eigenem Zuge, in die willkommenste Situation und Bewegung, wir erblicken uns selbst heimisch und vertraut mitten unter der bunten Schaar und freuen uns, nur halb uns als Lenker der Bilder fühlend, der holden Täuschung, als bewegten sich alle diese Gestalten wie von selbst und uns zu Gefallen mit so reizendem, günstigem Erfolge. Wer hat nicht schon diese holde Gunst der Phantasie, dies goldene Träumen, dies liebliche Sichhineintäuschen in eine selbsterbaute Welt genossen! Mag es noch so finster um uns aussehen, kaum zeigt sich uns in der Ferne ein matter Lichtschimmer: schon hat sich seiner die Phantasie bemächtigt, er wird heller, glänzender und beleuchtet endlich eine Welt mit ebenen Pfaden, mit lockenden Früchten. Und nicht nur in Zukunftsträume zaubert uns die Phantasie hinein: auch über die Vergangenheit breitet sie ihren leicht verhüllenden, poetisch verklärenden Schleier. Alles Schöne und Freundliche, das uns aus Hoffnung und Erinnerung zufließt, — wie matt und kläglich müßte es ohne die steigernde, hebende Kraft der Phantasie ausfallen!

Ich weiß sehr wohl, daß die Phantasie sich ebenso gern an den kleinsten schwarzen Punct an unserem Horizonte klammert und ihn mit Blitzesschnelle zu einem ganzen Heer von Unheil und Gefahren auseinandertreibt; ich weiß sehr wohl, daß es vor allem auf Temperament und vorübergehende Stimmung ankommt, ob die Phantasie in der Richtung des Optimismus oder des Pessimismus hin treibt und gestaltet; auch kenne ich die aufregenden, peinigenden Qualen, welche die aufs Schwarze hin arbeitende Phantasie, wenn sie einmal im Zuge ist, selbst bei geringer Nahrungszufuhr von außen, uns rastlos bereitet. Allein auf die gegenseitige Abwägung der aus der Phantasie entspringenden Leiden und Freuden kommt es mir hier gar nicht an. Worauf ich hinauswill, das ist der Nachweis, daß das Glück, womit uns die Träume der Phantasie beschenken, darum, weil ihm kein werthvoller äußerer Gegenstand entspricht, doch nicht weniger werth oder gar eines vernünftigen Menschen unwürdig sei. Und ist dieser Nachweis nicht schon darin enthalten, wenn ich hervorhebe, daß der menschliche Geist in dem Erbauen seiner Phantasiewelt seine relative Unabhängigkeit von dem Boden, aus dem er erwachsen, seine Freiheit und Selbständigkeit gegenüber der Natur erweist? Wäre der Menschengeist nicht eine so starke, so vorzügliche Realität, so könnte er sich auch nicht, der ihn umgebenden Wirklichkeit zum Trotz, eine mannichfach belebte Phantasiewelt nach Lust und Gefallen erschaffen. Entspricht daher auch dem aus den Phantasiebildern entspringenden Glücke nicht der Werth eines gegenwärtig oder künftig wirklichen Gegenstandes, so liegt der Werth jenes Glückes doch in der sich in ihm erweisenden Macht und Freiheit des Menschengeistes. Darum mag sich der Phantasievolle nur getrost und ohne Besorgniß, sich an ein der Sache nach nichtiges, werthloses Glück hinzugeben, aus der Enge und Schwüle des Erdendaseins in die kühlen, blühenden Gärten seiner Phantasie hineinzaubern lassen! Beweist er damit doch seine in gewissem Sinne weltschöpferische Macht!

Und dieses Glück ist ja nicht so schwer zu erlangen. Nicht nur Künstlern und Dichtern von der Gnade Gottes, auch schlichteren Menschenkindern giebt die Phantasie ihren Zauberstab in die Hand. Wer ist so stumpf und nüchtern, daß er sich nicht beim sorgenlosen Antreten eine Reise unwillkürlich ein wie die blaue Ferne duftig unbestimmtes Gewebe freundlicher Reize vorstellte, die ihn da und dort, in Berg und Thal, erwarten und lächelnd zu sich laden? Und sicherlich knüpft sich für jeden an die erste Begegnung mit der Geliebten, an die erste Andeutung ihrer Gunst und an jeden weiteren Fortschritt in der Verwirklichung seiner Wünsche eine bunte Reihe von süßen Bildern, die ihn, so sehr er sich auch oft dagegen sträuben mag, unversehens dem Drange der Wirklichkeit entführen. Heines Phantasie webt aus dem strahlend rothen Gold der Sonne droben ein Diadem für das geweihte Haupt seines Mädchens

und hängt ihm ein Stück der blauseidenen Himmelsdecke als Krönungsmantel um die königliche Schulter. Allein Jedermann weiß, daß es auch einer bescheideneren Phantasie gelingt, die Geliebte zum strahlenden Mittelpuncte einer über alles Maß seligen Zukunft zu machen.

Indessen mit allen diesen Phantasiebildern, so wird man mir mit Recht entgegenhalten, ist noch keine eigentliche Illusion verknüpft. Denn Illusion ist nur da, wo der Schein für volle Wirklichkeit genommen wird, wo das Wissen davon, daß wir bloße Phantasiebilder vor uns haben, gänzlich fehlt. Bisher habe ich die Phantasie blos in ihrem freien Schweifen in Vergangenheit und Zukunft, in ihrem Träumen und Luftschlösserbauen betrachtet. Doch auch hierin liegt wenigstens ein Keim von Illusion. Denn wird sich Jemand in eine schöne Situation hineinphantasiren, ohne sich nicht wenigstens für den Augenblick das Bewußtsein von der Unwirklichkeit der Phantasiebilder verdunkeln zu lassen?

Nun also zu der eigentlichen Illusion, die den Schein für vollwirkliche Gegenwart hält! Wir leben weit mehr in solchen Illusionen, als es sich der Mensch meist ahnen läßt. Aller Naturgenuß beruht auf Illusion. Wir erfreuen uns am Anblick einer Frühlingslandschaft: durch die ganze Natur strömt warme, drängende, quellende Liebe, in den tausend und tausend Blüthen freut sich die Natur kindlich offen über ihre eigene Pracht, das Grün der Blätter umspielt ein Hauch keuscher, unberührter Jugendlichkeit. Existirt Liebe, Freude, Keuschheit etwa wirklich in der Natur? Und dann stehen wir vor einer Herbstlandschaft: da zieht ein stummes Klagen, eine schmerzlich lächelnde Trauer durch die Natur, der über der Gegend ruhende Sonnenschein ist wie ein sanfter Scheidegruß, die Bäume lassen sich, wie still und wehrlos in ihr trübes Schicksal ergeben, ihres grünen Schmuckes entkleiden. Ist dies nicht alles Illusion? Unwillkürlich beseelen wir die Natur, wenn wir sie ästhetisch genießen, unwillkürlich leihen wir allen ihren Erscheinungen unser Fühlen, unsere Stimmung. Wohl wissen wir, daß durch die Natur kein menschlicher Pulsschlag geht. Doch dies Wissen ist im ästhetischen Betrachten der Natur unwillkürlich zum Schweigen gebracht. Nur dann erscheint uns die Natur schön, wenn uns aus Busch und Wald, aus Bach und Blume, aus Berg und Thal, aus Stern und Wolke unser eigenes Herz entgegenschlägt. Die Abendglocke stimmt uns wehmüthig, nur weil in ihren Klängen selbst eine leise Wehmuth zu zittern scheint. Der Mond, Busch und Thal mit Nebelglanz erfüllend, löst dem Dichter die Seele und breitet über sein Geschick wie eines Freundes Auge seinen lindernden Blick. Und wäre der Mond dazu im Stande, wenn in seinem Lichte nicht selbst etwas Weiches, Linderndes, Lösendes, also Seele, zu liegen schiene?

Ist es nun aber des Menschen, der doch vom Drange nach nackter Wahr-

heit erfüllt sein soll, nicht unwürdig, den Wald z. B. wie ein schweigend und sinnend dastehendes Geheimniß zu betrachten und sich von ihm in wehmüthig räthselhafte Stimmung versetzen zu lassen? Sollte er sich beim Anblick des Waldes nicht lieber, wie die Pessimisten allen Ernstes verlangen, vorhalten, daß die Bäume dort oben zum Glück zwar wohl für Leid und Freude gleich fühllos seien, dagegen unter dem Gethier, das der Wald beherberge, ein grimmiger, schmerzvoller Kampf ums Dasein unablässig wüthe? Man sieht: ist die Lust, die auf Illusion beruht, vom Uebel, so ist dem ganzen Naturgenuß die Axt an die Wurzel gelegt. Nun aber ist diese ästhetische Illusion nicht Illusion in jedem Sinne, sie ist — so paradox es auch klingen mag — eine Illusion von innerer Wahrheit. Wäre es denn nämlich möglich, daß uns die Naturerscheinungen unwillkürlich aufforderten, sie zu beseelen, uns aus ihren Gestalten, trotz der Fremdartigkeit derselben, unseren eigenen Geist heimisch und vertraut uns entgegensprechen zu lassen, wenn die Natur nicht im tiefsten Grunde aus demselben Einem und Allem stammte wie der Mensch, wenn die Natur nicht auch Geist wäre wie wir, nur Geist, der sich noch nicht bis zur vollen Klarheit, Tiefe und Selbstdurchleuchtung emporgearbeitet hat? Nur wenn der Menschengeist das letzte Ziel ist, das der Natur auch auf ihren unteren Entwickelungsstufen als eigenste treibende Kraft geheim gegenwärtig war, nur wenn der Mensch, wie Vischer sagt, das gelöste Geheimniß der Welt ist, nur dann ist es begreiflich, daß uns die Natur mit menschlicher Physiognomie, mit seelenvollem Blicke anschaut. In der Illusion der ästhetischen Naturbeseelung sprechen wir daher unwillkürlich und unbewußt die tiefe Wahrheit aus, daß die Gestalten in Natur und Geist Offenbarungen eines ewig Einen sind, und daß sich auch die stumme, dumpfe Natur nach Menschwerdung gleichsam emporsehnt.

Doch nicht nur die Natur-, sondern auch alle Kunstschönheit beruht auf solchem wahrheitsvollen Scheine. Derjenige ist ein Philister, dem es erst dann wohl wird, wenn er weiß, daß zwischen dem Werth der platt und äußerlich genommenen Dinge draußen und der Art, wie er diesen Werth fühlt, ein pures Gleichheitszeichen besteht, der vor allem, was schöner Schein heißt, Angst und Entsetzen empfindet, als wäre von Lüge und Prellerei die Rede. Diese philisterhaft moralische Ernsthaftigkeit müßte sich eigentlich die Freude an jeder Statue, jedem Gemälde, den Genuß jedes Gedichtes, jedes Musikstückes von Grund aus verleiten lassen. Denn all dies Schöne steht ja draußen, außerhalb unseres Geistes, keineswegs fertig da, so daß es auch fertig vorhanden wäre, wenn es von Niemandem angeschaut und genossen würde. Es vollendet sich erst in unserer Phantasie, unserem Genießen, erst dadurch, daß sich der Genießende durch die Harmonie der äußeren Gestalt in seinem Gemüthe harmonisch bewegt findet. Doch aber meint jeder unwillkür-

lich, das Schöne, Anmuthige, Erhabene werde uns von der Außenwelt vollständig fertig dargeboten. Wer wäre aber so unfrei gesinnt, die Schönheit darum zu verachten, weil sie erst durch das Dazutreten unseres harmonischen Inneren zu Stande kommt? Gerade durch diese Mitbetheiligung der Phantasie an ihrem Entstehen ist sie ein Beweis dafür, daß, wie Lotze sagt, „die Dinge und wir zusammenpassen". Im Gefühl des Schönen genießen wir die große Thatsache der Weltharmonie, des „Füreinanderseins von Welt und Geist".

Und noch nach einer anderen Seite beruht das Schöne auf Schein und Illusion. Die schönen Gestalten halten uns nur ihre äußere Form, ihre Oberfläche entgegen; ihre Form ist es, die sie uns von einem Innern beseelt zeigen. So erwecken die Gestalten, seien sie nun gemeißelt, gemalt oder gedichtet, durch ihre anschaubare Form den Schein, als besäßen sie hinter ihr ein inhaltvolles Inneres, das in die Form, in die Oberfläche hinausleuchtete und sie von der Tiefe aus beseelte, während ihnen in Wahrheit, abgesehen von der Form, kein Inneres, keine Seele innewohnt. Nur eine am Stofflichen klebende Sinnesart aber könnte sich darum von dem Genuß des Schönen abwenden, weil die todte Marmorform uns mit dem Schein eines Inhalts täuscht, der sich von innen aus bis zur Oberfläche des Steins gleichsam ans Tageslicht heraus gebildet habe. Nein, wie über einen Triumph des Geistes über die Natur sollen wir uns darüber freuen, daß der Menschengeist im Stande ist, aus rohem Stoff Formen zu bilden, aus denen uns der Schein eines schönen Inhalts entgegenleuchtet. Denn nur dadurch, daß dieses Innere nicht mehr abgesondert für sich besteht, sondern ganz in die Form aufgegangen und so zum bloßen Schein geworden ist, hat es alle irdische Trübheit, Verkümmerung und Schwere abgelegt und schwebt in einem leichten, idealen Aether.

Gehen wir noch weiter. Ist es schließlich nicht auch Illusion, daß die Welt uns von Licht, Farben, Tönen, Wärme, Düften u. s. w. erfüllt erscheint? Nur durch die Eigenthümlichkeit der menschlichen Anschauung verwandeln sich die Luft- und Aetherschwingungen in die gemüthstiefe Welt der Klänge, in das blühende Reich der Farben. Sehr treffend sagt Lotze in seiner sinnvollen Weise: „So groß ist der eigene Werth dieser Eindrücke, daß bei aller übrigen Armuth unseres Lebens wir doch immer dem gütigen Schicksal zu danken hätten, das Tag für Tag diese schöne Welt vor unseren Sinnen aufthut und uns gestattet, in die lebendige, ahnungsvolle Tiefe der Farben, der Töne und Düfte niederzutauchen." Alle diese Schönheit ist aber doch Illusion, denn jeder, der sich an Licht, Farbe u. s. w. erfreut, glaubt unwillkürlich, die Außenwelt selbst lache ihn so hold und freundlich an. Der tiefste Grund aber, warum wir uns hierdurch die Freude an Farben, Tönen u. s. w.

nicht verderben lassen sollen, liegt wiederum darin, daß der anschauende Menschengeist die Luft- und Aetherschwingungen nur in ihre eigene ideelle Bestimmung emporhebt, nur das enthüllt, was ihnen als innerstes geheimes Ziel auch schon in ihrem mechanischen, molecularen Zustande zu Grunde gelegen haben muß.

Jetzt sollte ich mich auf die verschiedenen Fälle einlassen, in denen wir aus unserer Stimmung heraus die umgebende, gegenwärtige Welt unbewußt und unwillkürlich idealisiren und verklären. Nur Weniges will ich andeuten. Wem Liebe im Herzen blüht und lacht, den schaut die Welt mit erhöhtem Glanze, mit innigeren Farben an. Berg und Thal, Himmelsbläue und Waldesgrün, Blume und Menschenauge — alles thut sich ihm mit holderem, liebevollerem Entgegenkommen auf als dem alltäglich gestimmten Gemüthe. Wem hinter der Landschaft, wie Goethe sagt, ein liebliches Gesicht steht, dem glänzt alles wie durch Silberflor:

> Durch solcher holden Lampe Schein
> Wird Alles klar und überrein,
> Was sonst ein garstig Ungefähr,
> Tagtäglich, ein Gemeines wär'.

In ähnlicher Weise verklärt sich die Welt dem sonntäglich gestimmten Gemüthe. Dem Schäfer bei Uhland erscheint am „Tag des Herrn" der Himmel „so klar und feierlich, so ganz, als wollt er öffnen sich". Und wenn am Weihnachtsabend sich die Dämmerung niedersenkt, scheint ein geheimnißvolles Wehen, ein wundersames Hallen durch die Lande zu gehen, die düstern Straßen, die eilenden Menschen erscheinen wie verzaubert, die ganze Welt wie in einen Traum von unendlicher, ewiger Liebe gehüllt. Auf der Reise giebt sich uns die Welt weit frischer und freier als sonst, sie verschönt sich durch den Reiz der wechselnden Neuheit und des nur vorübergehenden Verweilens. Und fröhlicher Weingenuß zeigt uns Gegenwart und Zukunft weit liebenswerther, weit leichter zu erobern; es ist so, wie Novalis sagt: wenn der Wein seine goldenen Flügel schüttelt, da steht der Lebensgenuß wie ein klingender Baum voll goldener Früchte vor uns. Eine gute That, eine glücklich vollendete Arbeit, getreue Pflichterfüllung, sie lassen die Welt vor unseren Augen nicht so stehen, wie sie uns sonst erscheint, sondern machen sie uns weit wohnlicher, behaglicher, freundlicher. Dies Glück der Illusion wird natürlich einem empfänglichen, weltoffenen Sinn, einem uneigennützigen, dankbaren Gemüthe, einer beweglichen und freundlich gestaltenden Phantasie weit öfter und intensiver zu Theil als verschlossenen, phantasielosen, grämlichen, nur auf eigenen Gewinn und Vortheil erpichten Menschen. Heyse führt uns in seinen „Kindern der Welt" mehrere so glücklich angelegte, freie, phantasie-

volle Gemüther vor, wie denn der ganze Roman aus einer Stimmung heraus geschrieben ist, welcher sich alle Gestalten verklären und erwärmen, und die es sich darin wohl sein läßt. Da ist z. B. Edwins und Balders Mutter: sie hat eine „Sehnsucht, aus dem Schatze des eigenen Herzens und einer lieblich schwärmenden Phantasie den grauen Tag des Erdendaseins zu vergolden"; sie macht es „wie die Vögel beim Nesterbauen, die auch nicht wie im Tagelohn schwitzen, sondern im Ab- und Zufliegen eins singen, eine Beere schmausen oder sich hoch in den Himmel schwingen." Sollten wir uns nun bemühen, alle diese schönen Illusionen aus uns herauszureißen und die Welt lediglich mit den Augen des kalten Verstandes zu betrachten? Dies wäre eine Empörung gegen die Harmonie der Welt. Denn es zeugt, wie ich schon mehrmals hervorgehoben, von der Zusammenstimmung aller Dinge, daß die Farbe unserer Stimmung uns sofort und unwillkürlich aus den Gestalten der Welt ringsumher entgegenzuleuchten scheint.

Allein es giebt noch weit bedenklichere Arten der Illusion. Es giebt Illusionen, welche die Grundlage unseres ernstesten, heiligsten Strebens bilden. Wird sich auch hier die Illusion als etwas Werthvolles retten lassen? Diese Illusionen sind es besonders, die Vischer in seinem neuesten Buche („Goethes Faust", S. 291—303) gegenüber den Ansprüchen des Pessimismus als werthvoll zu halten sucht. Ich weise hier ausdrücklich auf seine gehaltvollen Ausführungen hin, denen auch diese Zeilen ihre Anregung verdanken.

Mit Recht sagt Vischer, daß in der Liebe die Phantasietäuschung herrsche, als wäre dieser Mann der absolute Mann, dieses Weib das absolute Weib. Allein gerade mit dieser Täuschung „treten alle höheren Kräfte der Phantasie, das ganze Gedankenleben, alle edelsten ethischen Triebe, Wohlwollen, Muth der Aufopferung, Sinn für alles Liebwerthe und Schöne in der ganzen Welt in Blüthe". Diese Täuschung ist daher „werthvoll, ist geheimnißvolles Werk eines unbewußten Zweckstrebens im Gattungsleben der Menschheit, den sinnlichsten ihrer Triebe zu ihrer Ethisirung zu benützen". Ich möchte noch hinzusetzen: jene Illusion in der Liebe ist auch darum werthvoll, weil sie beweist, daß der Mensch die Schranken der Endlichkeit von sich abthun, sich zum Unendlichen ergänzen will, daß im Menschen, selbst insofern er sich dem sinnlichsten der Triebe hingiebt, doch ein Unendliches lebt. Freilich sind wir gerade damit an einem Puncte angelangt, wo die Illusion sich nicht mehr völlig rechtfertigen zu lassen scheint, und wo sie auf weitere, schwierigere Probleme hinweist. Denn mit Recht wird man mir entgegenhalten: das ist ja eben die Wurzel alles Uebels, daß das Unendliche sich der Natur der Sache nach niemals in einem Endlichen erschöpfen kann, daß es aber dennoch im Endlichen lebt, und der endliche Mensch daher von unstillbarem Durst nach dem doch ewig unerreichbaren Unendlichen geplagt wird und in Folge dieser reichen

Armuth, dieses armen Reichthums gezwungen ist, sich der Illusion hinzugeben, als hätte er es erreicht. Der Mensch ist aus Unendlichem und Endlichem, aus Hohem und Niedrigem gemischt und wird von einem Extrem ins andere geworfen, bald zum Himmel erhoben, bald ins Gemeine herabgestürzt.

Und wie das Streben und Mühen in der Liebe, so ist alles Wirken und Arbeiten von Illusion nicht nur begleitet, sondern wesentlich durch sie bedingt. Die Illusion besteht hier, nach Vischers Worten, in der „Täuschung, als ob wir mit dem Wirken mehr erreichten, als dies in Wahrheit der Fall ist. Wir müssen, um wirken zu können, die Menschen für empfänglicher, zum Guten und Vernünftigen williger halten, als sie sind." Dieser Illusion sollen wir uns mit vollem Wissen hingeben, da sie nur eine relative Illusion ist. „Denn nur weniger erreichten wir mit unserem Wirken, als wir hofften, aber nicht Nichts, sondern immer Etwas, und eben dies Etwas würden wir nicht erreichen, wenn wir nicht der Illusion uns erfreuten, als erreichten wir mehr als dies Etwas. Nur sie giebt die Frohheit und den Muth des Wirkens. Also brauchen wir sie; es ist also vernünftig, ist logisch, ist recht, sie zu hegen."

So scheint die Illusion gerettet, weil sie das Wirken befördert; sie borgt ihren Werth von dem des Wirkens. Ist nun aber das Wirken etwas absolut Werthvolles? Vischer bejaht diese Frage ohne Bedenken. Mir scheinen sich jedoch große, schwierige Zweifel dazwischen zu drängen. Denn nur dann offenbar ist das Wirken von absolutem Werth, wenn es ein absolutes positives, inhaltvolles Weltziel giebt, auf das letzten Endes alles Wirken lossteuert. Giebt es nun ein solches absolutes inhaltvolles Gut? Das ist das große Fragezeichen, von dessen Beantwortung im letzten Grunde Pessimismus und Optimismus abhängt. Ist die Seligkeit des sittlichen Handels mehr als blos formal? Und das sittliche Handeln selbst kann doch wohl auch nur Mittel sein für ein Höchstes, das durch das sittliche Handeln erst erreicht, dargestellt werden soll? So fragt der geängstigte Mensch. Ist dies Höchste nun etwa das Wissen? Dieses scheint aber doch nur die formale Zusammenstimmung des Geistes mit der Welt und seinem eigenen Wesen zu sein. Und die Schönheit? Sie bildet die Weltharmonie ab. Aber auch die Weltharmonie ist eine bloße Form, die erst mit gediegenem Inhalte ausgefüllt werden soll. Und wie kann es denn überhaupt einen absoluten Inhalt geben, wenn die Weltentwickelung doch ins Unendliche geht? Ein Ziel, das nie wirklich, nie positiv wird, ist gar kein Ziel, ist ein Widerspruch in sich selbst, ist ein Nichts!

Es sei ferne von mir, diese Fragen hier auch nur versuchsweise zu beantworten. So wenig günstig indessen auch die Beantwortung derselben für

den Optimismus ausfallen mag, so hat doch der Pessimismus noch nicht alle Positionen erobert. Wohl soll jeder denkende Mensch Stunden haben, wo er in die Unendlichkeit der Weltentwickelung hinausblickt und über das dunkle Endziel des Universums nachsinnt. Dann mag Trauer, hohe Trauer, wie sie das Tragische mit sich führt, ihn ergreifen. Allein dies Hinausblicken soll doch nur die Ausnahme bilden. Die endlosen Fernen der Weltentwickelung sind dem Menschen seiner Natur nach nur ganz dunkel erfaßbar; sie sind nicht der Boden, der ihm Nahrung giebt, und nach dessen Charakter er sein Dasein einrichten soll. Der Mensch hat seine Wohnung und Heimath im Endlichen, in einem endlichen Raume, einer endlichen Zeit, in endlichen Verhältnissen. „Ein kleiner Ring begrenzt unser Leben." Es ist daher in der Ordnung, daß der Mensch dem Standpuncte der Endlichkeit gerecht werde, nicht vorwiegend an das absolute Wohin aller Weltentwickelung denke, sondern die Welt um sich her von der ihm naturgemäßen Beschränkung aus anschaue. Innerhalb dieser seiner kleinen, engen Endlichkeit giebt es nun aber doch glücklicherweise ein Unendliches: die in jedem Augenblick gegenwärtige, ewig fertige Weltharmonie. Auf dem jetzigen Standpuncte, wo wir nicht mehr von der Frage nach dem absoluten Endziel der Welt, nach dem, was die endlose Zeit dem Weltall bringen werde, geplagt sind, muß die allgegenwärtige, ewige, harmonische Zusammenstimmung aller Dinge, der ideelle Zusammenklang der Welt, das zweckmäßige, logische Ineinandergreifen aller ihrer Stufen und Glieder, als höchstes Gut erscheinen. Sittlichkeit, Schönheit, Wissen aber sind einzelne Formen dieses Gutes, und jeder Fortschritt auf diesen Gebieten daher eine werthvolle Errungenschaft.

Es gilt daher, sich zu beschränken, zu bescheiden, sich, wie Goethe, der „Grenzen der Menschheit" zu erinnern. Wer dies versteht, wird sich an den kleinen Fortschritten, die er überall sieht, freuen; er wird tief innerlich zufrieden sein, wenn ihn sein Streben auch heute wieder um ein Weniges weiter gebracht; er wird alles Gute und Schöne, was ihm Welt und Schicksal entgegenhalten, dankbar genießen. Nicht wenig aber wird eine solche Sinnesart durch die ästhetische Betrachtungsweise der Welt, wie wir sie mit Rücksicht auf die Illusion ins Auge gefaßt haben, gefördert. Das Schöne erweckt in uns die Illusion, als wäre in einem endlichen Bilde ein Unendliches gegenwärtig. Indem wir uns dieser Illusion hingeben, verweilen wir ruhig und selig im Augenblicke, im Bilde der schönen Gegenwart; alles in die Zukunft und ihre Interessen hinausgespannte Wollen ist verschwunden. Wird es nun nicht in der Richtung einer Natur, die sich dieser ästhetischen Weltbetrachtung hinzugeben liebt, auch liegen, im praktischen Gebiete auf den kleinen Fortschritten im Guten und Tüchtigen, um die uns das Streben der gegenwärtigen Stunde, des heutigen Tages weitergebracht, mit freudigem, zufriedenem

Blicke zu verweilen? Die ästhetische Weltfreudigkeit unterstützt und fördert die praktische, sittliche Weltfreudigkeit.

Wie herrlich steht auch hierin Goethe da, der in dem, was ihm die Gegenwart Schönes und Gutes brachte, tüchtig und resolut lebte! Wer darauf ausgeht, seine Illusionen grämlich zu zerstören, wird nie, wie er, „in Götterselbstgefühl jedes Tags genießen", nie mit ihm in das gesättigt reife, tüchtige Wort einstimmen können:

Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft geründet.
Aeltestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun, man kommt wohl eine Strecke.

So gelte uns denn die Illusion als theures, werthvolles Gut: sie weist den Menschen auf die sichere Gegenwart hin. So hoch sie ihn auch auf ihren Flügeln emporträgt, so ist sie es doch zugleich, die es ihm „auf der wohlgegründeten dauernden Erde" wohl und heimisch werden läßt.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Stuttgart. Rückblick auf den Landtag. Reactionäre Anzeichen. — Unser Landtag hat sich unter dem Eindruck eines Mißbehagens getrennt, das nur darum nicht stärker empfunden wurde, weil die Vorfälle, die dasselbe erzeugten, sich in der letzten parlamentarischen Woche zusammendrängten, wo Alles ungeduldig den Schluß der Verhandlungen wünschte und man, um diesen herbeizuführen, zu Opfern sich verstand, die man leichter nahm, als unter anderen Umständen der Fall gewesen wäre. Uebrigens waren die Opfer einseitiger Art: die zweite Kammer brachte sie der ersten. Denn jenes Mißbehagen rührte davon her, daß unsere gesetzgebenden Factoren in wichtigen Fragen der Landesgesetzgebung auseinandergingen, wobei das Adelshaus als das stärkere sich erwies. Der Landtag hat zwar am Schlusse in officiellen Reden sich selber reichlich Weihrauch gestreut und sich beglückwünscht zu der erstaunlichen Fruchtbarkeit seiner Thätigkeit, wie auch zu der schönen Harmonie der constitutionellen Gewalten, die zu diesem erfreulichen Ergebniß beigetragen habe. Allein an dieser Schönrednerei ist nur so viel wahr, daß im Vergleich mit früheren Sessionen allerdings mehr und rascher gearbeitet